

Die Zweitschönsten

von Sigrid Brandt

Es wäre sehr leise im Wald, zwitscherten nur die schönsten Vögel, sagt der Volksmund. Der Lehrstuhl für Geschichte und Theorie der Architektur an der Fakultät Architektur und Bauwesen der Technischen Universität Dortmund unter der Leitung von Wolfgang Sonne hat ihn beim Wort genommen und sich auf die Suche nach den Architekturen der Nachkriegszeit in Nordrhein-Westfalen gemacht, die nicht sofort das Auge erreichen, die, in die Jahre gekommen, oft schlicht ungepflegt sind, deren Qualitäten wieder neu erklärt werden müssen. Sie trifft nicht zuletzt ein Signum der Moderne selbst: diese kann bei Strafe der Nichtachtung, Verwahrlosung im schlimmsten Falle, nicht altern; zu ewiger Jugend verdammt, brauchen ihre Werke besonders behutsame Pflege wie die Götter Freias Apfelbäumchen.

Den Ausstellungsmachern und Herausgebern des mit hervorragendem Bildmaterial ausgestatteten Begleitbuches – Georg Knoll hat sein Objektiv gleichsam im Vorübergehen auf die Architekturen gerichtet – geht es jedoch nicht nur um Ästhetisches. Schönheit ist nicht lediglich eine Kategorie der Form und Erscheinung, sie meint auch Dahinterliegendes: die Kühnheit einer Konstruktion etwa, die ungewohnte Verwendung von Material, die besondere städtebauliche Leistung oder auch die Umsetzung eines explizit sozialen Anspruchs: Architektur für Jedermann. Dass mit dem Anspruch des Zeigens und Entdeckens mehr als ein lediglich dokumentarisches Ziel im Sinne vorbereitender Denkmalpflege verbunden ist (was erhaltenswert ist, steht auf einem ganz anderen Blatt), betonen die Herausgeber eingangs. Der sich gegenseitig jagenden Eventkultur entgegengesetzt, ihrer leicht und schnell konsumierbaren Zerstreuung und Unterhaltung, setzt «klassisch verstandener Kunstgenuss eine gewisse intellektuelle Arbeit und, ganz wichtig, ein hohes Maß an Wissen voraus. [...] In diesem Sinne liegt der Ausstellung auch eine Theorie zugrunde: Eine umfassend verstandene Architektur kann nicht allein ästhetisch, sondern muss auch konzeptionell, baukonstruktiv, bautypologisch sowie sozial, politisch, ökonomisch und kulturell verstanden und beurteilt werden.» (S. 10)

Gezeigt werden in der Ausstellung, mit der Hoffnung, dass «die Liebe auf den zweiten Blick» vielleicht eine ist,

«die dann sogar hält», zwanzig typische Bauten aus Nordrhein-Westfalen: Kirchen, öffentliche Bauten, Bürohäuser und Wohnbauten. Dabei ist das, was die Publikation nun festhält, nur ein kleiner Teil der Arbeit. Aus einer Lehrveranstaltung im Fach Architekturgeschichte hervorgegangen, wuchs das Vorhaben zu einem Forschungsprojekt; auch die Ausstellungsarchitektur wurde schließlich von Studentinnen und Studenten entworfen und umgesetzt.

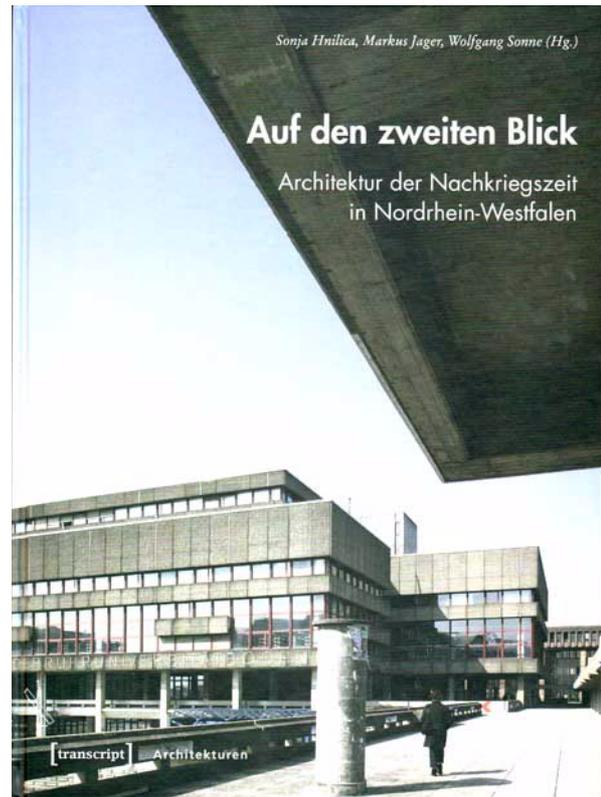
Für einen je sehr unterschiedlichen Zugang zu dieser Architektur der Nachkriegszeit sorgen im Vorfeld des analytisch orientierten Katalogs (auf eine bloße Auflistung der Baugeschichtsdaten wurde absichtsvoll verzichtet) sieben «Essays». Wolfgang Pehnt, Hanno Rauterberg und Burkhard Spinnen – die drei eingangs platzierten Autoren garantieren einen durchaus kontroversen Zugang zur Materie. Wolfgang Pehnt verweist zunächst, nicht ganz zu unrecht, auf die gedankliche Konstruktion des ganzen Ausstellungs-Unternehmens: eine typisch nordrhein-westfälische Architektur wird kaum zu finden sein, zu unterschiedlich in ihrer Geschichte, ihren Traditionen und Erbschaften sind die Architekturen der in dem Doppelland zusammengeschlossenen Städte; als sinnfälliges Gegenüber mag der Blick auf den Düsseldorfer Tausendfüßler einerseits und den Prinzipalmarkt in Münster andererseits genügen. Wieviel Suggestivkraft die Architekten der fünfziger Jahre aufzubringen imstande waren, um beispielsweise über die noch lange bestehenden Wohnungsnot hinwegzutäuschen – noch am Ende dieses Dezenniums lebten 400.000 Menschen in Lagern; wie sehr sich in der Architektur die internationalen Abhängigkeiten niederschlugen – sie war, so wird lapidar formuliert, «eine Folge der Umerziehungspolitik der Besatzungsmächte» (S. 21); in welchem Maße fast gleichzeitig die Kritik an dem Prozess der schleichenden Desurbanisierung unter Planern und Architekten laut wurde – das alles scheint, notwendigerweise im Zeitraffer zusammengedrängt, jedoch eher aus der Schrotflinte des Architekturhistorikers geschossen denn eine zielgenaue Beschreibung der Umstände, der sich die Besonderheit der Nachkriegssituation und ihrer Bauten in diesem Teil Westdeutschlands verdankt.

Sehr viel erhellender dagegen der Beitrag Hanno Rauterbergs. Er geht den Träumen der Architekten

nach, die heute gänzlich ausgeträumt scheinen. Dass Bauwerke eine verändernde Kraft haben, glaubten ihre Protagonisten. Wie sehr dies tatsächlich so war, bewies nicht zuletzt der Bau der Berliner Mauer – Architektur war «systemrelevant, im wortwörtlichen Sinne». Rauterbergs Blick für das Ganze ist nicht zu täuschen: «Während die politische Welt geprägt war von eisiger Trennung, entwarfen die Architekten vielerlei Stätten der Übereinkunft und Zusammenführung. Alles sollte nun Zentrum sein, Schul-, Gemeinde-, Einkaufs-, Kultur-, Jugend- oder Freizeitzentrum.» (S. 31)

Das, was es vor allem an den sechziger Jahren zu entdecken gilt, ist neben der ganz und gar zuversichtlichen, eigenwilligen Suche nach einem auf neue Weise Ungenormten, neben den bunten, verschachtelten, einem sozialen Anspruch verpflichteten Bauten – Rauterberg hat vornehmlich die Adressaten der Architektur im Visier, die den Wohlstand dieser Jahre schufen – etwas, das in heutigen Tagen gänzlich droht abhanden zu kommen: ein Wir. Die Architektur jener Jahre bietet, läßt man sich tatsächlich nicht nur auf Formen ein, eine ganze Reihe an Idealen, jede Menge Paradoxien sowieso, aber auch umso mehr, wovon es sich abzugrenzen gilt: von Schnelligkeit, Grobheit und Volumen, von der Ignoranz des Kontextes. Das ist nicht etwa obsolet, sondern steht nach wie vor auf der Tagesordnung. Modern zu sein – und beide deutsche Staaten wetteiferten auch in den sechziger Jahren erbittert darum – heißt schließlich längst nicht mehr, «das Heil allein im Neuen zu suchen» (S. 36). Wenn in den Sechzigern «die Zukunft heute» war und viele sie heut im Gestern suchen, dann hat dies Gründe, die auch Rauterberg klar benennt.

Burkhard Spinnens Erinnerungen an die Mönchengladbacher Hindenburgstraße zeigen deren Architektur aus dem Blick des Jugendlichen, der sich dort geborgen fühlt, weil die Bauten im Wortsinne seine Zeitgenossen sind. Das Desaster kommt erst später: mit dem modischen, nie gelungenen Tick zur Fußgängerzone, mit einfallslosen Möblierungen, mit dem wirtschaftlichen Niedergang der ohnehin nicht gerade wohlhabenden Stadt insgesamt, mit den jüngeren «Gewaltstudien in Sichtbeton», die die Bebauung der fünfziger Jahre übertönen. Die heutige Lesart Spinnens ist jedoch weit mehr als Wehmut über eine nirgends wieder auffindbare Jugend. «Im Kontext der Hindenburgstraße ist früh schon jede Veränderung eine Verletzung geworden» (S. 41). Das bedeutet Zweispältiges: Einerseits als Zeichen einer Erneuerung errichtet, kann sie andererseits Neues



nur schwer oder gar nicht ertragen, in der Architektur selbst wird deren Ziel ins Gegenteil verkehrt.

Christine Beese und Wolfgang Sonne widmen sich in ihrem Beitrag dem «konventionellen Städtebau» der Nachkriegszeit an einem Beispiel aus Dortmund. Es kommt in einem aus Vor- und Nachkriegsbauten gemischten Wohngebiet und auf eine ganz wunderbar unspektakuläre Weise daher. Hier lassen sich mitunter die Baumaßnahmen zeitlich gar nicht genau scheiden, hier gehen die so oft mit höchster politischer Anspannung geführten Debatten um aufgelockerte, gegliederte, blockhafte, Garten- oder sonstige Städte genauso wie sie kommen: fast geräuschlos. Hier kann man wohnen, für den Rest sorgt die Aufregung des Lebens selbst.

Wie sehr Architekturgeschichte auch im Archiv lagert, davon wissen Bauhistoriker ein Lied zu singen. Regina Wittmann führt in ihrem Beitrag eingangs vor Augen, wie verlockend der Gedanke der Archivierung nicht allein zum Zwecke des Nachvollziehens von Planung und Bauvorgang ist, sondern wie das Argument der Dokumentation die Preisgabe ungekannter, nicht geschätzter Bauten gleichsam forciert. Der Gedanke, sie für die Nachwelt festgehalten zu haben, reicht Bauherren in ihrer Argumentation für Neues. Das Internet bietet dabei ein noch allzu ungesichertes, flüchtiges Medium an. Dem gegenüber hat sich das Archiv an der

TU Dortmund der Sammlung von Vor- und Nachlässen verschrieben, es wurde 1995 gegründet und hat seither 40 Nachlässe und Teilnachlässe sowie 13 Nachlassbibliotheken übernommen. Es ist ein Regionalarchiv und von seinen überregionalen Geschwistern in Frankfurt am Main oder Berlin explizit unterschieden. Wer in Nordrhein-Westfalen Architekturgeschichte schreibt, kommt an diesem wohl kaum vorbei.

Einen Einblick in denkmalpflegerische Probleme bietet Hans H. Hanke. Das Land ist erwartungsgemäß reich an Bauten der Nachkriegszeit, auch solchen, die bereits Eingang in die Denkmalliste gefunden haben. Mit dem Bochumer Schauspielhaus und seinem luftig hohen Foyer zieht es den Leser und Betrachter sogleich in den Beitrag – ein unerhörtes Foto, so dass er fast über die kleine Vikarie in Olpe, von der die Auswahl eröffnet wird, hinwegstolpert. Es sind neun Beispiele von insgesamt 500 Baudenkmalen aus Westfalen, die Hanke vorstellt, und sie zeigen das, worauf die Ausstellungsmacher gerade nicht zielen: große, herausragende Projekte, die Laubenganghäuser in der Siedlung «Wensch» in Siegen, das Kaufhaus Karstadt in Herne, die Ruhr-Universität in Bochum darunter. Wenn in den vergangenen Jahren die finanziellen und personellen Mittel der Landesdenkmalämter dauernd reduziert werden und eine Kursänderung nicht in Sicht ist, dann muss universitären Projekten wie diesem ein ganz besonderer Stellenwert zukommen.

Dass auch denkmalpflegerische Konzepte dabei überdacht werden müssen, machen Sonja Hnilica und Markus Jager mehr als deutlich. Weder flächendeckender Abriss noch behutsame Konservierung werden des Weisheits letzter Schluss sein können. Zwischen diesen beiden Polen, die Autoren nennen das nun allmählich wieder heraufziehende «Bauen im Bestand» den Normalfall gegenüber dem Sonderfall des flächendeckenden Wiederaufbaus der Nachkriegszeit, tun sich alle nur denkbaren Möglichkeiten auf. Dabei kann und muss es durchaus auch pragmatisch zugehen. Mit «Weiterbauen», «Anverwandeln», «Punktuell korrigieren», «Runderneuern», «Addieren und reprogrammieren», «Downcyclen», «Zwischennutzen», «Umnutzen», «Reste verwerten», schließlich: «Mit Widersprüchen leben» – ist ein Katalog eröffnet, der ausgesprochen streitbare Beispiele enthält. Es sind Verjüngungskuren für Architekturen, von denen bisweilen noch nicht einmal ein Hauch dessen sichtbar bleibt, nicht mehr erkennbar wird, wozu oder mit welchen Mitteln sie einst

errichtet wurden, die jedoch ihre Geschichte in überformten Grundrissen und neu verhängten Fassaden behalten.

Der Katalog der Bauten, mit informativen Texten und beschreibenden Darstellungen versehen, zeigt Erstaunliches, nicht nur in den Bauten selbst, sondern auch in der Gegenüberstellung der heutigen Ansichten mit reichem Archivmaterial wie Zeichnungen, Skizzen etc. und historischen Aufnahmen. Einmal mehr wird so die Verheerung deutlich, die unterlassene Pflege nach sich zieht. In einige Bauten kann man sich, ohne Zweifel und ohne Zögern fast, mit einem zweiten Blick verlieben, in einige auch mit einem ersten. Und man fragt sich, warum ausgerechnet die Ruhr-Universität den Titel gab.

Auf den zweiten Blick. Architektur der Nachkriegszeit in Nordrhein-Westfalen, hg. v. Sonja Hnilica, Markus Jager und Wolfgang Sonne, Bielefeld 2010, ISBN 978-3-8376-1482-4, 29,80 Euro
Die Ausstellung ist bis zum 9. November 2010 im Dortmunder U, das am 28. Mai 2010 als Kultur- und Kreativzentrum und als Ausstellungs- und Museumstandort eröffnet wurde, zu sehen.
Leonie-Reygers-Terrasse, 44137 Dortmund,
Telefon: 0231 50-24723

Rezension: Medien

Auf den zweiten Blick. Architektur der Nachkriegszeit in Nordrhein-Westfalen, hg. v. Sinja Hnilica, Markus Jager und Wolfgang Sonne, Rezensentin: Sigrid Brandt, in: *kunsttexte.de*, Nr. 4, 2010, (3 Seiten).
www.kunsttexte.de.